

(Nachdruck verboten.)

80]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

Samuel ging, und die andren verfolgten Eugenien's Hand, die im Wörterbuche blätterte, mit fieberhafter Spannung.

„Nun, und wenn sie . . . uns holen kommen?“ flüsterte Woronin plögl. Ueber ihre Gesichtser zuckte es wie ein Blitz.

„Nein, das ist unmöglich.“

„Weshalb? Würde ich nicht alles dransetzen, die andren zu befreien, wenn ich von hier fortkäme? Vielleicht hat irgend ein Flüchtling eine Expedition organisiert? Solch ein Unternehmen steht sicher im Bereiche der Möglichkeit. Sie sind nur infolge eines Irrtums an die Mündung der Lena geraten. Ihr Ziel war sicherlich die Mündung des Dschurdschnj. Oder wollten sie die Verbannten in Zukutsjk befreien und haben sich verspätet? Auch das kann möglich sein.“

Samuel kehrte mit dem Rapport zurück.

„Der Isprawnik hat ihn gar nicht hergeben wollen. Ich mußte mein Ehrenwort verpfänden, daß er ihn zurückbekommt. Hört: „In dem Nachtasyl von Tumalsk, bei dem Fischer Trofim Tschalkaj, sind unbekante Leute vom Meere her erschienen, in einem kupferbeschlagenen guten Kajak, der ein Segel hat. Und was das für Leute sind, ist mir nicht bekannt. Denn ihre Sprache sind „Mägchen“ und das Kreuz, das sie schlagen, ist nicht von unsrem Glauben. Daher frage ich bei Euer Hochwohlgeboren unterthänigst an, was Euer Hochwohlgeboren zu thun befehlen, denn es können Schmuggler sein, die mit geistigen Getränken handeln, oder mit verbotenen Tabak. Und obgleich sie nichts haben, als gute Gewehre und sehr zerlumpte Kleider — also weiß ich nicht, ob ich sie soll bewachen lassen oder binden, denn ich hab' wenig Leute, indem ich um Kosaken eruchen muß. Und Mehl und Fleisch essen sie auch viel, so daß ich dasselbige aus den Magazinen verabreichen mußte, und ich weiß nicht, woher die zahlende Verantwortung kommen wird — ich müßte ihnen gerade ihre Gewehre und die Kajaks in Beschlag nehmen, die außer dem Kupfer nichts wert sind, denn sie sind tief und für Seereisen eingerichtet, nicht für hiesiges Fahrwasser. Sene Fremden sind ruhige Leute, aber sie lassen sehr bitten, den beigefügten Zettel per telegraphischen Draht weiterzuschicken.“

Ich werde unentwegt thun, was Euer Hochwohlgeboren zu befehlen geruhen und beschließen, worum ich ersuche.

S. W. Charlamoff, Wachtmeister am Meer.“

„Was sagt der Isprawnik dazu?“

„Darüber ist er sich selbst noch nicht klar. Er glaubt auch, es können Schmuggler sein . . . oder was schlimmeres. Aber was — das hat er nicht gesagt.“

„Jedenfalls ist er verpflichtet, ihnen zu essen zu geben und sie mit warmen Kleidern zu versehen. Die Depeche muß gleich an den Gouverneur abgeschickt werden. Das muß er thun: sie ist an den amerikanischen Botschafter adressiert. Sag' ihm das!“

„Am besten wär's, wenn er sie alle herkommen ließe; dann würde er alles erfahren.“

„Das ist's ja eben! Ich glaube, er fürchtet nichts so sehr, wie ihr Eintreffen bei uns.“

„Mag er sie fürchten, aber thun muß er's!“ ereiferten sich die Verbannten. „Sag' ihm, wir rieten ihm dringend, die Fremden herkommen zu lassen.“

Samuel nahm den Zettel und den Rapport und ging. Die Verbannten aber blieben zurück und berieten, was sie anfangen sollten, wenn der Isprawnik die geheimnisvolle Expedition nicht nach Dschurdschnj kommen lassen wollte oder gar beabsichtigte, sie die eisbedeckte Lena entlang direkt nach Zukutsjk zu schicken.

7.

Einer der festlichsten Tage im Kalender von Dschurdschnj war angebrochen: der Namenstag des Herrn Isprawnik. Die Sonne hatte sich auf der Höhe der Situation gezeigt: sie war klar und strahlend aufgegangen und überflutete den bloßen Winterhimmel und den fleckenlosen Schnee mit goldenem Licht. Vor dem Hause, das der Held des Tages bewohnte, fuhrn alle Augenblicke reichgeschmückte Schlitten vor und ließen ihre

Blech- und Messingverzierungen in der Sonne blitzen. Behäbige pelzummüllte Gestalten stiegen aus, erklimmen die mit gelbem Sand bestreuten Stufen und traten ins Vorhaus. Die Etiquette erheischte es, daß auch diejenigen angefahren kamen, die nur einige Schritt weit wohnten. Zu Fuß kamen nur „minderwertige“ Leute — nur die Haberichte. Aber auch diese gingen — sofern sie die glücklichen Besitzer von einem „Gehrod und Stiefeln“ waren — nicht durch die Küche, sondern „vorn herum“. „Gehrod und Stiefeln“ — das war das erste, was der erwachende Ehrgeiz der Einwohner von Dschurdschnj erträumte; der Besitz dieser Luxusgegenstände erhob den Eigentümer mit einem Schlage auf die erste Stufe der gesellschaftlichen Leiter, unterhalb derselben existierte nur noch der „Pöbel“, der Sakutenstiefel trug und keine Idee von gesellschaftlichen Formen hatte. „Gehrod und Stiefeln“ — das war der Talisman, der den Besitzer berechtigte, vom Isprawnik zum „Namenstagspjero“, zum „Ball“ und zu andren städtischen Festlichkeiten eingeladen zu werden. Die Namenstagsfeier fand immer in derselben, althergebrachten Weise statt. Erst kamen die Gratulanten, um ihre „herzlichen Glückwünsche“ in kurzen Worten darzubringen. Sie bekamen eine Tasse Thee, schlürften den duftenden Trank gemächlich und unterhielten sich über das Wetter und die werke Gesundheit und steckten nach jedem Schluck ein kleines Stückchen Zucker in den Mund. Nur unerfahrene Neulinge waren verwegen genug, von den auf dem Tische stehenden Lederbissen zu kosten. Den Weltgewandten, die in diesen Augenblicken nur für den Gastgeber Augen hatten, blieben diese irdischen Dinge stets gleichgültig. Besonders aber hüteten sie sich vor den Kuchen, denn sie wußten nur zu wohl, daß diese nur zum Schmutz da waren, und von den jeweiligen Wirtinnen des Isprawniks von Jahr zu Jahr aufgehoben und tief im Schranke verborgen wurden. Sie wußten überdies, daß die Vernichtung eines dieser ehrwürdigen Familienstücke ihnen den unversöhnlichen Haß dieser Damen zuziehen würde.

Nach der „Herrenparade“, die am Morgen stattfand, kam eine kurze Pause, und dann versammelten sich die Gäste wieder zum „Pjero“. Diese Nummer des Festes dauerte gewöhnlich bis spät in die Nacht hinein und ging in den „Ball“ über. Karten waren bei dieser Festlichkeit ausgeschlossen.

Der erste Gast, der nachmittags im Wohnzimmer des Herrn Isprawnik erschien, war der Doktor.

„Ich komme aus dem Spital und bin unterwegs umgekehrt, denn ich dachte: warum sollst du die teure Zeit verlieren und Umstände machen, von denen niemand etwas hat. Und somit bin ich da. Meine Frau kommt später nach,“ erklärte er.

Er fuhr sich mit der Hand durch das goldblonde, zerzauste Haar und wuschte sich das rote, feuchte Gesicht und den unreinlichen Bart. Ein zerknitterter, mit dem Ordensband geschmückter Rock hing lose um seine mageren Schultern; die langen, krummen Beine, die in schwarzen Unausprechlichen steckten, fuhrn alle Augenblicke auseinander, als wollten sie den langen, ungeheuren Schößen entfliehen. Er blinzelte begierig nach dem Tische, das zwischen den Fenstern unter einem Spiegel stand und eine ganze Batterie von verschiedenfarbigen Flaschen aufwies. Der Isprawnik that, als sähe er die Blicke seines Gastes nicht.

„Sie haben ein gutes Werk gethan, daß Sie gekommen sind, Excellenz, denn ich habe Sie um Rat fragen wollen,“ sagte er, mit besorgter Miene im Zimmer auf- und abgehend. „Ich habe die Nachricht erhalten, daß die Amerikaner heute kommen und bin daher gezwungen, die Gesellschaft aufzuschieben.“

„Wa-a-a-s?“ fragte der Doktor gedehnt, und seine Beine beschreiben einen so gewagten Kreis, daß der ihn eben streifende Isprawnik um ein Haar gestolpert wäre.

„Ich möchte doch mal sehen, wie Sie mit Ihrer Frau Arm in Arm gehen, Excellenz!“ sagte er, indem er das Herumzuden der Doktorbeine betrachtete.

„Sie hält sich immer in einer gewissen Entfernung!“ erklärte dieser gutmütig. „Aber darauf kommt's jetzt nicht an; wichtiger ist, was Sie thun wollen, wenn sie kommen. Es ist empörend, geradezu empörend, daß sie gerade diesen Tag gewählt haben! Haben sie nicht sechs Tage in der Woche zur Verfügung? Diese Amerikaner haben nicht die geringste Lebensart! Jede Demokratie verrät eine plebejische Herkunft. Nicht die leiseste Idee von Anstand,“ ereiferte sich der Mesulap.

„Ja, sie haben einen schlechten Tag gewählt, aber was ist

Da zu thun? Rücksichten auf die internationale Politik gebieten mir, sie höflich aufzunehmen. Sie gehören einer befreundeten Nation an."

"Rücksichten auf die internationale Politik . . ." murzte der Arzt. "Wissen Sie, wir wollen ein Gläschen trinken! 's ist schade um die Zeit," fügte er lebhaft hinzu.

"Oh bitte!" antwortete der Zspratnik kühl. Da er aber keine Anstalten machte, die Gläser zu füllen, sagte der Doktor einen verzweifelten Entschluß, trat an das Tischchen und holte mit zitternder Hand eine Flasche von dem ihm so teuren "Ungemischten — vaterländischen" hervor.

"Wissen Sie, Herr Zspratnik!" begann er schon fröhlicher, als er das "erste, das kleinste" genehmigt hatte.

"Friede sei diesem Hause beschieden!" erschallte plötzlich ein tiefer Wah von der Thür her.

Sie wandten den Kopf und riefen dem Vater Pretojewj gleichzeitig entgegen:

"Ach, willkommen! . . ."

Sie kommen gerade zur rechten Zeit," rief der Doktor lebhaft.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Geographische Etappen.

Nur allmählich tritt die wissenschaftliche Erforschung der Erde aus dem Dunkel hervor. Jahrtausende sind notwendig gewesen, um dasselbe zu erhellen, und noch heute liegt vieles im Schatten. Eine geographische Beschreibung der Erde kann nicht in chronologischem Zusammenhange gegeben werden. Auf harmonische Weise das Ganze nach seiner historischen und physikalischen Seite darzustellen, ist rein unmöglich, denn die Einzelländer treten in ganz verschiedenen Zeiten aus ihrer Dunkelheit heraus. Die mannigfaltigen Verhältnisse des Zustandes der Erde bis zur Gegenwart lernen wir nur aus der Geschichte kennen. Die Entdeckungen bilden einen Teil derselben. Nur von den gebildeten Nationen des Altertums sind denen der Neuzeit Kenntnisse der Erdoberfläche überliefert worden. Die umgebildeten Völker haben zwar eine Kunde ihrer Heimat, aber keine Erdkunde. Die Indianer Nordamerikas kennen ebenso wie die am Amazonasstrom genau ihre Urwälder und finden oder fanden die Urwälder auf Hunderte von Meilen. Die Beduinen verfolgen durch die Mitte ihrer meeresgleichen Wüsten mit Sicherheit ihren Weg; die Eskimos der Polarzone zeichneten sogar mit Kohle auf Walfenrinde für die britischen Seefahrer die Küsten und Inseln ihres zweiten, furchtbaren Eismeeres und zeigten ihnen so die Wege zu den Eingängen der Nordwestpassage. Der Malaie weiß auf unermesslicher Meeresfläche den Weg, den er steuern muß, um die nächste Inselgruppe zu erreichen. Aber weiter kommt er nicht, wenn er nicht durch eine oceanische Strömung verschlagen wird. Ueber die Heimat, über das nächste Bedürfnis, reicht die Kenntnis solcher Naturvölker nicht hinaus.

Aber zwischen der Kenntnis der Heimat und der Wissenschaft von der Erde überhaupt ist ein großer Unterschied. Die Erdkunde setzt sich aus einer Summe von Erkenntnissen zusammen, zu denen alle europäischen Völker einen Teil beigetragen haben; ihre Geschichte gewährt Gelegenheit zu spannenden Vergleichen; denn in der Art ihrer Leistungen spiegeln sich sowohl der Genius als auch die politischen Schicksale der einzelnen Völker wieder. So gehört das Mittelalter ganz entschieden den Italienern an, die seitdem mehr und mehr verschwinden. In der Zeit von Regiomontanus bis auf Kepler sind die Deutschen allen andern Nationen weit überlegen; dann kommt die holländische Schule auf. Seit dem Jahre 1696 aber vereinigt sich aller Glanz auf Paris und verweilt dort bis etwa um das Jahr 1760. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten die Briten wieder in den Vordergrund; das nächste Jahrhundert aber gehört wieder den Deutschen, und es gehört ihnen bis fast in das jetzige Jahrhundert hinein. Gerade im 19. Jahrhundert, dem wir wie keinem andern die gewaltigen Fortschritte in der Erschließung neuer Erdräume verdanken, sind auch die nächsten Ziele der wissenschaftlichen Geographie vollständig klar geworden, die früher noch vollständig unsicher und unklar waren.

Diese Epoche knüpft hauptsächlich an die drei Namen an: v. Humboldt, v. Buch und Ritter. Sie suchten erst eine diesen Namen verdienende Erdkunde und hoben nach und nach an Stelle Frankreichs, das um die Jahreswende auf allen Gebieten menschlicher Geistesbethätigung die Vormacht darstellte, in geographischer Beziehung Deutschland zum führenden Lande. Zwei der Männer starben im gleichen Jahre 1859, während der Dritte nicht lange zuvor aus dem Leben geschieden war; so fügt es sich ganz von selbst, daß der Zeitraum, dem dieses Dreigestirn seinen Stempel aufgedrückt hat, mit den ersten sechs Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts gerade zusammenfällt.

Alexander v. Humboldt, dessen Meisterschaft in der Kunst des wissenschaftlichen Reisens die Welt neidlos anerkannt hat, war mehr als fünfzig Jahre lang der Repräsentant alles dessen, was in der Lehre von der Erde an neuen Erkenntnissen gewonnen wurde. Man kann sagen, daß er im Bereiche des wissenschaftlichen Reisens als grundstürzender Reformator aufgetreten ist. Gewiß hat es auch vor

ihm schon Forscher gegeben, welche die Augen offen hatten, und nicht bloß spezielle Zwecke verfolgten, wie dies wohl so mancher — an und für sich auch der vollsten Anerkennung würdige — gethan hat. Allein die Vielseitigkeit A. v. Humboldts steht eben doch einzig da, und ganz unerreicht ist er auch geblieben in seiner Kunst, zwischen entfernten Dingen Verbindungen herzustellen, das Verschiedenste unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen, dem Specialisten die Notwendigkeit in das Gedächtnis zurückzurufen, daß das einzelne Resultat für sich allein noch nicht befriedigt, sondern nur als Teil eines großen Ganzen den richtigen Platz einnimmt. Es ist nicht zu leugnen, daß jener Epoche stürmischer Begeisterung, die um Mitte des Jahrhunderts erlebt wurde, eine Begeisterung, die mitunter zur übertriebenen Verhimmelung ausartete, später der übliche Rückschlag erfolgt ist, und daß man dann, im Bewußtsein, es da und dort ungeheuer viel weiter gebracht zu haben, den großen Mann gar nicht mehr als produktiven Forscher gelten lassen, sondern ihm höchstens wegen seiner Verdienste um die Popularisierung und Verbreitung der Wissenschaft ein kühl gemäßigtes Lob zuerkennen wollte. Die objektiven ihren Wahlspruch abgebende Geschichtserzählung muß demgegenüber daran festhalten, daß in A. v. Humboldt, der den "Kosmos" schrieb und in ihm zuerst ein wohlgegliedertes System der Weltphysik aufstellte, auch ein schöpferischer Geist allerersten Ranges verehrt werden sollte. Im Bunde mit seinem Jugendfreunde, zu dem wir gleich nachher übergehen werden, hat er die Erdbildungslehre aus dem Banne einseitig neptunistischer Lehrmeinungen erlöst, in dem sie von hundert Jahren befangen war; nahezu allein hat er die vergleichende Klimatologie geschaffen und die Lehre vom Erdmagnetismus, die bis dahin in den Lehrbüchern nur ein ziemlich unscheinbares Dasein führte, zu einer selbständigen und geachteten Disziplin erhoben. Was er aber für die historische Seite der Erdkunde und hier wieder hauptsächlich für das Verständnis des Entbedungszeitalters geleistet, das ist teilweise noch heutigen Tages nicht übertroffen. Nicht der mindeste Zweifel endlich kann darüber bestehen, daß die Lehre von der geographischen Verbreitung der Gewächse vor ihm ganz und gar in den Kinderschuhen stand und als Wissenschaft das Gepräge Humboldtschen Geistes und Humboldtscher Kombinationsgabe trägt.

Leopold v. Buch (vergl. Siegmund Günther, "Entstehungsgeschichte") ist fast in jeder Hinsicht der unzertrennliche Genosse seines Landsmannes, obwohl es hinsichtlich des Charakters keine größeren Gegensätze als die zwei Söhne der märkischen Erde geben kann. Beide studierten Bergbaukunde an der nicht sehr lange zuvor begründeten, aber schnell zu hohem Rufe gelangten Bergakademie zu Freiberg in Sachsen, welcher der Mineraloge A. G. Werner (1749 bis 1817) Vorstand. Das "oryktozoische" Lehrgebäude dieses zwar etwas einseitigen, aber auch mit so manchen Kennzeichen des edlen Genius begabten Mannes stand um 1800 in ungeschwächter Achtung. Danach waren so gut wie alle Gesteine, die am Aufbau der Erdrinde einen irgendwie beträchtlichen Anteil nehmen, Niederflüge aus der Wasserhülle, welche in früher geologischer Vorzeit unsern Planeten umgab, und die Vulkane, welche mit "Erdränden", d. h. mit entzündeten Kohlen- und Schwefelkieslagern auf die gleiche Stufe gestellt werden, haben bei der Gestaltung der gegenwärtigen Erdoberfläche nicht in irgend nennenswertem Maße mitgewirkt. Man sieht, daß Werner, der erst in späteren Jahren über die Grenzen Kurpfälzens hinausgelommen ist, sich den ihn umgebenden Eindrücken nicht zu entziehen vermochte und die enge Welt, in der er sich berufsmäßig besser als irgend ein anderer auskannte, ohne weiteres zum Maßstabe aller Dinge machen wollte. So trug seine Lehre den Keim des Verfalles in sich, aber es dauerte Jahrzehnte, bis man an den autoritativen Neuerungen des berühmten Montanisten Kritik zu üben wagte. So haben denn auch A. v. Humboldt und L. v. Buch in ihren Jugendarbeiten das Freiburger Glaubensbekenntnis nicht nur anstandslos hingenommen, sondern auch nach Kräften durch neue Beweisgründe zu stützen gesucht. Erst als ihr Blick durch Reisen geschärft und ihnen eine Fülle von Naturerscheinungen zugänglich geworden war, vollzogen sie, zuerst schüchtern, dann aber immer entschiedener, den Bruch mit ihrer Vergangenheit, und als Werner starb, war der noch vor kurzem in einen Winkel verbannte Vulkanismus eine Macht geworden, deren Anhänger freilich nur zu bald in den Fehler aller siegreichen Parteien verfielen und die alte Wahrheit verachteten, daß die Natur mit weit mehr Mitteln arbeitet, als der Mensch in doktrinärem Wahne zugeben will.

Die Sinnesänderung bereitete sich bei dem ersten der beiden großen Erneuerer der dynamischen Geologie vor, als er den Pil von Teneriffa bestieg, und die Südamerikanischen Feuerberge vollendeten bei A. v. Humboldt den Sieg der vulkanischen Naturanschauung. Für seinen Genossen wurden maßgebend der Besuch und die eine beredete Sprache sprechenden ausgebrannten Vulkane des französischen Centralplateaus, so daß die auch für andre Zweige der Weltkunde wichtig gewordene Reise nach den Kanarischen Inseln, die er 1815 unternahm und in einem klassischen Werke von 1826 beschrieb, nur noch offene Thüren einzustößen hatte. Gewiß haben sich auch v. Buchs vulkanische Theorien, für deren Weiterbildung namentlich der Engländer G. Poulett-Scrope (1797—1875) und der Franzose L. Elie de Beaumont (1798—1874) thätig waren, nicht durchweg bewährt, aber gerade seine viel angefochtenen "Erhebungs-krater" haben nachmals eine gewisse Rechtfertigung durch den Nachweis gefunden, daß es Vulkane ohne Krater giebt, und daß dieselben in früheren Perioden der Erdgeschichte sogar besonders zahlreich das Antlitz der Erde verändern geholfen haben.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

ur. Wenn der Wind pfeift. Da oben in dem Lotal, wo das Wetter gemacht wird, herrschte großes Vergnügen. Die Wolken und der Regen und der Nebel sahen gemüthlich am Tische bei einer großen Weizen und erzählten sich alte Geschichten. Der Wettermann lauerte in einer Ecke und schlief. Er war total beschmort. Den Wind hatte man in den Schornstein gesperrt und oben darüber eine Eisenplatte gelegt, damit er nicht entwischen und Unfug anrichten konnte. Er war der einzige, der jederzeit zu entwischen suchte und gewaltsam zurückgehalten werden mußte. Die andern waren froh, wenn sie nicht weggeschickt wurden. Der Wettermann war mit der Zeit immer schlapper geworden, er bestimmte sich um nichts mehr. So sah denn alles vergnügt im Lotal, trank, spielte, sang und gröhle. Draußen brante die Sonne, daß alles verzweifelte. Keine Wolken, kein Regen, kein Wind brachte Linderung. Eine Zeit lang ließen die Menschen es sich ruhig gefallen. Dann begannen sie aber immer mehr zu murren und zu schimpfen. Alte grimmige Flüche drangen hinauf zu dem Lotal. Der Wettermann hörte aber die meisten nicht, weil er immer betrunken war und schlief, und in dem Lotal war ein solcher Lärm, daß man überhaupt nur selten etwas von draußen hörte. Schließlich wurde aber das Gemurre immer lauter. Alte Seelente fluchten, wie sie noch nie geflucht hatten, und das will was heißen. Die Bauern drohten, nicht mehr in die Kirche zu gehen, und kein Mensch wollte mehr etwas für wohlthätige Zwecke ausgeben. Es liefen Beschwerden über Beschwerden ein.

Der alte Wettermann rief sich die Augen. Verdamm! sagte er, der Schlendrian kann nun wirklich nicht mehr so weiter gehen. Wir müssen etwas thun. Es vergingen zwar noch ein paar Wochen, ehe er etwas that. Aber schließlich wurde die Mißstimmung auf der Erde doch zu groß, so daß man dem Volkswillen nachgeben mußte. Nun forderte der Wettermann den Regen auf, an die Arbeit zu gehen. Ach, sagte der, erst können doch die Wolken einmal los-schießen! Nun wandte sich jener an die Wolken. Ach, meinten die, schickt Sie doch den Wind, der ist froh, wenn er einmal wegwieselfam.

Der Wettermann kratzte sich hinter den Ohren. Gerade sehr zur Verunigung der Gemüter wird das auch nicht beitragen! dachte er. Diesen staubigen Bengel sieht auch niemand gern, vollends seitdem die Dampfschiffe und die Dampfmühlen erfunden worden sind. Da aber niemand gehen wollte, so mußte der Wettermann doch den Wind schicken. Er machte die Schornsteinthür auf und rief den Wind an. Der lauerte seit Monaten hier und war ganz dürr vor Hunger geworden.

Junge, es giebt Arbeit!

Der Wind brüllte vor Wut und Eifer. Wie lange darf ich ausbleiben? Ach meinetwegen bleib' und tobe dich aus, du alter Galgenstrich. Die Leute wollen was sehen für's Geld. Bloß daß du nicht gar zu viel Unfug machst.

Der Wind heulte vor Vergnügen. Im Nu war er aus dem Schornstein heraus und stürzte kopfüber, kopfunter auf die Erde. In der Rhein- und Moselgegend fauchte er nieder und brach sich beinahe das Genick an den Bergen. Die Weinbergpfähle krachten in Stücke und die Nebel wurden zu Boden geworfen. Dann wandte er sich südwärts, rief auf der Bergstraße das Obit von den Vämmern und stürzte im Heidelberger Schlosspark ein paar alte Eichen um. Da er aber Sehnsucht nach Breußen hatte, so richtete er sich nach Nordosten, jagte rutschüber über den Thüringer Wald, rief in Halle an der Saale einen Fabrikshornstein um und brachte auf der Elbe bei Wittenberg ein Segelboot zum Kentern, wobei zwei Insassen, ein altes Fräulein und ihr Hund, ertranken. Nun zog er in die Mark ein, wo er immer gern verweilte und rannte sich auf den langen Sandfeldern beinahe den Atem aus. Dann stürzte er sich in irgend ein Dorf. Hier rief er die alten, morschen Bäume um, dann jagte er über die Straße und fauchte dabei mit beiden Händen in den Staub und warf ihn dem Küster zum Fenster hinein. Da das Fenster offen stand, so sprang er selbst hinein in die Stube, wo die Küsterfrau gerade Bettfedern auf dem Tische liegen hatte. Die blies er auseinander, daß es aussah wie ein Schneegestöber. Die Hälfte davon rief er an sich und sprang mit ihnen aus dem gegenüberliegenden, geöffneten Fenster wieder aus dem Hause heraus, nicht jedoch, ohne vorher eine Wasserkaraffe herabzureißen, die auf dem Fensterbrette stand.

Jenseits des Hauses ging gerade ein Hochzeitszug vorüber. Darunter mischte er sich, blies den ehrbaren Frauen die Kleider auf und trieb den Männern die schwarzen Hüte vom Kopf herunter in den Gänsepfuhl. Beim Eisenbauer rief er das Scheunenthor aus den Angeln, so daß dieses einstürzte und ein junges Schwein, sowie zwei Hühner und ein Küken erschlug. Der Witwe Stubse deckte er das halbe Dach ab, nahm den einen Stein an sich und warf damit ihres Nachbarn Fenster ein, worauf dieser später einen Prozeß anstrengen mußte, weil die Witwe gutwillig nicht Schadenersatz leisten wollte. So verlustierte sich der Wind auch noch an andern Orten. Darüber war aber alles in den Zeitungen zu lesen. Bloß dieses hier hat noch nicht drin gestanden. —

en. Die Ehrenrettung der Wüste. Unter einer Wüste stellt man sich gewöhnlich etwas Schreckliches vor, dem man möglichst aus dem Wege geht. In der Hauptsache ist diese Ansicht auch berechtigt, aber sogar die Wüste hat ihren Vorzug, der im Klima liegt. Diefelbe Sahara, die sich wie ein Reich des Todes zwischen die Vergländer der nordafrikanischen Küste und die tropischen Gebiete des Niger

legt, wird in ihren östlichsten Ausläufen bereits als Luftkurort, namentlich von Lungen- und Nervenkranken benutzt. Noch besser eignet sich vielleicht die große Syrische Wüste zu solchem Zweck. Nach einer jetzt im „Mouvement Géographique“ veröffentlichten Schilderung ist das Klima dieses Vereines außerordentlich gesund. Die Meereshöhe beträgt im Durchschnitt 850 Meter. Die Nächte sind sehr frisch und feucht. Der in den meisten Jahreszeiten völlig wolkenlose Himmel und die wunderbare Reinheit der Luft giebt nicht nur den Strahlen der Sonne eine stärkere Wirkung, sondern läßt auch des Nachts die Sterne mit einem unvergleichlichen Glanz wie Brillanten erfunkeln. Den Schatten muß der Mensch dort freilich selbst mitbringen, die Natur hat dafür nicht gesorgt. Glücklicherweise aber erhebt sich jeden Vormittag ein ziemlich frischer Wind, der erst am Nachmittag wieder erstickt, und macht während der ersten Hälfte des Tages die Hitze erträglich. Trotzdem dürfte man den dort üblichen „Keffije“, ein den ganzen Kopf und Hals verhüllendes Tuch, kaum für einige Minuten ablegen, ohne von den Sonnenstrahlen zu Tode getroffen zu werden. Die Araber legen ihren dicken Mantel aus Kamelshaares überhaupt nie ab; er dient ihnen am Tage zum Schutz gegen die Hitze, während der Nacht gegen Kälte und Kasse. Unfre leichte Kleider würden zu beiden Zwecken unnütz sein. Trotzdem wird den Arabern jede nicht genügend geschützte Stelle des Gesichts völlig verbrannt, und die Haut schält sich alle 5-6 Tage ab, um sich wieder zu erneuern. Da die Luft fast während des ganzen Jahres sehr trocken ist, giebt es dort keinen Schweiß oder vielmehr er verdunstet im Augenblick, wie er an die Oberfläche des Körpers kommt. Dank diesem Umstand und dem fühlen West ist das Klima der Syrischen Wüste ganz erträglich, wenn man sich nur genügend gegen den Sonnenhitze schützt. Auch die Augen freilich müssen während des Tages wohl in Acht genommen werden, da das von der Erdoberfläche blendend zurückgeworfene Sonnenlicht sonst unfehlbar Augenentzündungen hervorruft, zumal der Boden vielfach aus weißem Kreidegestein besteht. Daher findet man auch in Syrien und Palästina so viele Blinde. Immerhin kann man die Augen leicht durch dunkle Gläser schützen. Der Winter, d. h. die Regenzeit, dauert von November bis Ende März; die ersten Regenschauer fallen gewöhnlich im Oktober. Die Niederschläge sind nicht sehr häufig, dauern dafür aber oft mit großer Heftigkeit mehrere Tage an, so daß sie zuweilen die Zelte der Beduinen fortzujagen. Bald aber sind die schnell entfiandenen Seen und Gießbäche wieder ausgetrodnet und der Himmel strahlt wieder in wolkenloser Reinheit. Im April und Mai wird die Wüste freilich unangenehm durch einen überaus heißen und trockenen Südwind, der von den Arabern „Khamasin“ (Hünzig) genannt wird, weil er angeblich fünfzig Tage lang nach Osten weht. —

Theater.

Deutsches Theater. „Kettenglieder“. Ein frohliches Spiel am häuslichen Herd in vier Akten von Hermann Gehrmans. Uebersetzt von Franziska de Graaf. — Der holländische Dichter hat etwas Wöhrend-Eindringliches in seinen Schauspielen. Langsam ziehen die Szenen vorüber, reihen sich ohne den Rhythmus einer eigentlich dramatischen Entwicklung an einander. Nicht ein Werden, Konflikt und ihre Lösung, das Zuständliche ist Ziel der Darstellung, und dazu lehrt sie in immer neuen Wiederholungen zurück. Es ist Monotonie, aber Monotonie, die mit künstlerischem Instinkt verwendet, nicht abstumpft, sondern festam aufwühlend und erregend wirkt, die in höchster Intensität den Lebensjammer, den Gleichklang enger, täglich sich erneuernder Dual, uns im Gefühle miterleben läßt. Ein Musterstypus dieser Gehrmanschen Stilart ist sein großes, berühmt gewordenes Seestück: „Hoffnung auf Segen“, insonderheit der dritte Akt, wo in furchtbarer Gleichförmigkeit die Klage der angstvoll zusammengekauerten Schifferfrauen niederrauscht, die unentrinnbare und ewig gleiche Tragik ihres Loses wiederholend. Auch „Ora et labora“ („Bei und arbeit“), das keine, im Vorjahr vom Deutschen Theater aufgeführte Proletariendrama hat ganz ausgeprägt jenen verweilenden, sich wiederholenden Tonfall, aus dem, als Wiederhall der Dinge sich trübe und schwer eine tiefe melancholische Stimmung, die Verstreuung der Genscene zu künstlerischer Einheit zusammenfassend, losringt. Unvergeßlich prägt sie das Gefühl sich ein.

In dem neuen bürgerlichen Schauspiel Gehrmans sind starke Proben solcher lyrischen Kraft; auch hier ist wieder das Beharren, Wiederholen in sehr charakteristischer Weise zur Steigerung des Eindrucks benutzt. Aber ein voller, einheitlicher Zusammenklang wird dennoch nicht erreicht. Die angespannten Fäden laufen am Schluß in krauser Weise durcheinander und so verwischt sich zuletzt der Eindruck des Typischen, auf den diese bittere Satire bürgerlicher Ehe- und Familienmiserie ursprünglich zugeschnitten ist.

Pancras Duif, der Gründer und Leiter des Stahlwerks „Kette“, hat bei der Umwandlung des Unternehmens in eine Aktiengesellschaft die Direktorenstelle seinem ältesten Sohne übertragen und sich selbst, kränklich wie er sich fühlt, mit einem bloßen Ehrentitel abspenien lassen. Es ist ein etwas wunderlicher alter Herr, formlos in seinen Späßchen, in der aufdringlichen Galanterie, mit der er das Fräulein, das ihn während seiner Krankheit pflegte, hofiert, dabei von jäh aufbrausender Festigkeit, aber im Grunde eine warm empfindende schlichte und gediegene Natur. Voll Stolz denkt er daran, wie er als Schmiedebeselle begonnen, und den armen Kameraden, mit dem er einst zusammen gearbeitet, der ihm das Leben rettete, nimmt er zur höchsten Enttäuschung des korrekten Sohnes mit offenen Armen auf.

Der erste Akt, in dem Comptoir des Stahlwerkes spielend, deutet die Richtung des Dramas, die Gegensätze, deren Entfaltung uns der Dichter zeigen will, erst in leichtem Umriss an. Pancras' Kellner, der Dirigent, kanzelförmig entronnen Vater wie einen Schulbuben ab und in der Scene mit Jan und Dirl, dem jüngeren Sohn und Schwiegersohne, flammte der Streit sofort von neuem auf.

Das Schwergewicht des Stückes, seine Stimmung und Farbe, liegt in dem zweiten und im dritten Akt. Pancras' Galanterien waren nicht als ein zweideutiger Scherz gemeint; er ist dem hübschen Mädchen, das ihn pflegte, von Herzen gut, nach jahrzehntelanger Wirterschaft, einem Leben, das bei allem erworbenen Reichtum für ihn lauter Sorge, Arbeit und Mühe war, sehnt sich sein Herz nach einem stillen Glück, träumt er, in seinen grauen Haaren, von einer Heirat mit Marianne. Vor dem Bruder bekennet er seine Sehnsucht. Dies Bekenntnis, durch eine greuliche Zankerei, die die Frau des Bruders aufführt, gewissermaßen als Präludium eingeleitet, wirkt außerordentlich stark durch den Kontrast. In stöhnenden Worten spricht Pancras von seiner ersten Frau. Sie hat nur das Glend, nicht mehr die Zeiten, als er sich emporrang, miterlebt, und das Glend verkehrte seine, wie ihre Liebe in Haß. Wie Bestien führen wir aufeinander los, wenn der Gerichtsboollzieher vor der Thüre stand. Und nach dem Jammer der Ehe kam der Jammer der Einsamkeit, das ewige Ringen mit dem ungestümen Triebe des Blutes. Nun will er Ruhe, Erlösung, Glück. Die Bewegung Pancras öffnet auf einen Augenblick auch die geheimen Falten in des Bruders, des waderen Steuer-mannes, Herzen, der phlegmatisch spottend, nach außen hin gar nicht so schwer an seinem Lose zu tragen schien. Aber er hat in seiner Ehe so Bitteres gelitten, wie der Bruder in der Ehe-lofigkeit: Wenn Du Dir das Leben nehmen willst, da giebt's doch sanftere Mittel als das Heiraten. Da Pancras selbstverständlich, wie alle Verliebten unbelehrbar ist, glaubt man — und das hätte außerordentlich interessant sein können — das „fröhliche Spiel“ werde mit einem satirischen Gemälde dieser Alterssehe schließen.

Doch Fehrmans nimmt eine andre, von dem eigentlichen Chemothive abseits führende Wendung. Als Pancras Duif mit einer rührend unbeholfenen Werbung um Mariannes Hand anhält, erklärt sie ihm, fälschlich habe sie in dem Dienstzeugnis sich als Witwe ausgegeben, ihr Kind, von dem sie ihm gesprochen, sei unehelich. Um den gemeinen Klatschereien, den infamen Verfolgungen der Männer zu entgehen, hätte sie zu dem Betrug, der niemand schädige, gegriffen. Das macht Pancras in dem Entschluß nicht wankend. Aber die Papiere des Mädchens werden von einem seiner Söhne, einem verbummelten Studenten, als er den väterlichen Schrank nach Cigarren durchsucht, gefunden und entwendet. Das sind die Waffen, die den lieben Kindern im Kampfe mit dem Vater, der unverschämmt genug ist, ihre Erbansprüche durch eine Heirat zu gefährden, dienen sollen!

Skatziert, aber doch im Grundton von wichtiger Charakteristik wie eine Zeichnung Bruno Pauls, ist der Familienrat der jüngeren Duiffischen Generation, in der erst unter Pant und Streit und dann in einer Friedensstimmung allgemeiner Schadenfreude der saubere Plan besprochen wird. Da ist Massenwirkung, ein Chorus widrig-tomischer Gemeinheit und Niedertracht, von Fehrmans in virtuoser Steigerung instrumentiert.

Die Scenen des Schlusaktes erscheinen, so kraß sie sind, im Ver-hältnis dazu farblos. Man weiß nicht recht, warum Marianne, die sich durch die Drohung der Söhne, sie beim Staatsanwalt anzu-zeigen, nicht einschüchtern ließ, plötzlich ohne jede Erklärung Abschied nimmt, noch auch warum der Alte sich den Besuch des Irrenarztes, den ihm die liebevollen Kinder auf den Hals schiden, gefallen läßt, wie er überhaupt, da er doch nicht, wie König Lear, das Erbe bereits ausgeteilt hat, so völlig schutz- und wehrlos. Diesen Scenen haftet etwas Romanhaft-Übertriebenes, Kompliziert-Zufälliges an, das der Einheit, dem ganzen Stile der Satire widerstreitet.

Die Vorstellung war die bisher beste, gleichmäßig gerundetste unter der neuen Direktion, sehr fleißig durchgeleitet in allen Rollen. Sehr gut vor allem spielte Herr Marx die Hauptfigur, und Herr Ernst Krndt den trocken-humoristischen Bruder Steuermann, der sich aus dem Ehehafen wieder auf die hohe See rettet. Das Publikum folgte mit gespanntem Interesse. Herr Lindau dankte im Namen des Autors für den Beifall. — dt.

Astronomisches.

ss. Die Bewegung der Saturnringe. Der Saturn ist nach seiner Gestalt der sonderbarste, nach seiner Entstehung der rätselhafteste unter den Planeten. Ueber die Natur der ihn umgebenden Ringe sind die Ansichten noch nicht gefestigt, man weiß auch noch zu wenig über ihr Verhältnis zur Kugel des eigentlichen Planeten. Daß sie sich mit letzterer herumzetzen, ist wohl sicher, aber die Geschwindigkeit dieser kreisenden Ringe ist noch nicht zu-verlässig bekannt. Durch die neuen Saturnforschungen des Professor Denning, die die Kenntnis des Planeten überhaupt wesentlich fördern werden, scheint diese Frage eine genauere Beantwortung zu finden. Nachdem Denning auf den inneren Ringen des Saturn einen großen, weißen Fleck entdeckt hatte, konnte er dies Merkmal dazu benutzen, die Umdrehungsgeschwindigkeit der Ringe zu bestimmen. Diese würde danach etwa 14 Stunden 24 Mi-nuten betragen, also in Anbetracht der ungeheuren Ausmaße des Planeten außerordentlich hoch sein. Immerhin würde Denning seine

Beobachtung nicht für allzu sicher halten, wenn nicht ihr Ergebnis übereinstimmte mit der Angabe des Astronomen Vater Secchi, der die Umdrehungsgeschwindigkeit des äußeren Ringes auf 14 Stunden 23 Minuten 18 Sekunden veranschlagte. Diesem Zusammenpassen stehen freilich wieder andre Bestimmungen gegenüber, indem Laplace den betreffenden Wert auf nur etwas über zehn Stunden berechnet, aber zwei nicht unerheblich verschiedene Werte angegeben hat. Da die Umdrehungsgeschwindigkeit der Planetenkugel selbst auch noch nicht zuverlässig ermittelt ist, so läßt sich auch noch nicht sagen, ob die Ringe sich nur mit ihr mitdrehen oder eine mehr oder weniger unabhängige Bewegung besitzen. —

Humoristisches.

— Ein lustiger Schüleraussatz macht in Kölnischen Lehrerkreisen die Runde. Das Thema lautete: „In der Schule.“ Hier die Ausführung: „Das Schulzimmer besteht aus der Wand-tafel, den Wänden, den Tintenfassern, dem Stod und dem Lehrer. Die meisten Sachen in unser Schule sind sehr alt, nur der Stod ist neu. Wer noch später wie der Lehrer in die Schule kommt, ist der größte Faulenzer und wird durch diesen bestraft. Auf der Landkarte sind Flüsse und Städte gemalt, damit wir sie auswendig lernen müssen. Der Lehrer hat mit dem Stod ein Loch ins gelobte Land gestoßen. Mit dem Globus macht er die Sonnenfinsternis, in der Gesangsstunde freicht der Lehrer den Bogen, auch schlägt er uns so lange den Takt, bis es klappt. Wir singen do bis la; einige können noch höher; der Lehrer kann es am tiefsten, aber der kommt nicht in die Höhe. In der Schule hängt auch ein Thermometer; mit diesem macht man es im Sommer heiß bis frei ist; der Lehrer sieht solange darauf, bis es 20 Grad sind. In der Freiviertelstunde essen wir eine halbe Stunde lang unser Butterbrot. Der Schulinpektor lobt uns immer, aber der Lehrer ist doch froh, wenn er wieder fort ist. In der Turnstunde springen wir über den Bod; der Lehrer springt zuerst, daß es kracht, dann springen wir auch und stärken unsre Glieder. Der Lehrer macht uns zu ordent-lichen Menschen, denn Fleisch bricht Eis. Wer Aepfel stiehlt, kommt einen runter, wer sie aber dem Lehrer stiehlt, kommt zwei herunter. Wenn der Lehrer die Orgel spielt, treten wir ihm den Balg und singen zweistimmig dazu; wenn man ihm den Balg zu arg tritt, quiescht die Orgel. Jetzt ist der Lehrer krank und hält keine Schule; wir wissen nicht, ob er wieder gut wird, aber wir hoffen das beste.“ —

Notizen.

- Ein neuer Roman Wilkes „Lieb' Vaterland...“ kommt demnächst im Wiener Verlag heraus. —
- Im Neuen königlichen Operntheater geht Sonnabend Hugo Lubliners neues Lustspiel „Ein kritischer Tag“ erstmalig in Scene. —
- „Der Jahrmarkt zu Pulsnik“, ein dreiaktiger Schwank von Walter Harlan, wird im Dresdener Hof-theater die Erstaufführung erleben. —
- Im Wiener Raimund-Theater wird am 28. d. M. Otto Fischers vieraktiges Schauspiel „Ein deutscher Bauer“ erstmalig aufgeführt werden. —
- Arthur Schnitzlers neues Schauspiel „Der ein-same Weg“ fand bei seiner Premiere in Frankfurt a. Main (Stadttheater) keinen starken Beifall. —
- Wachs humoristische Kantate „Der zufriedengestellte Aeolus“ wird im kommenden Winter vom Philharmonischen Chor zur Aufführung gebracht werden. —
- Weinbergers Operette „Das gewisse Etwas“ er-zielte bei der Premiere im Münchener Gärtnerplay-Theater einen starken Erfolg. —
- Franz Stucks in der Münchener Seceßion ausgestelltes Gemälde „Suzanna“ wurde für eine Schweizer Privatgalerie erworben. —
- Eines der besten Werke Anselm Feuerbachs „Orpheus und Eurydike“ ist für den Folkwang, ein nationales Museum in Hagen, angekauft worden. —
- In Wien soll 1905 eine Gesamtausstellung des österreichischen Kunstgewerbes stattfinden. —
- Eine Ausstellung moderner Straßenplakate in Form einer Plakatwand wird die Gesellschaft für ästhetische Kultur im Centrum Frankfurts am Main veranstalten; die Stadt hat für diesen Zweck eine Wand an der Ecke der Zeil und der Stiftstraße zur Verfügung gestellt. —
- Ein Abschiedswort. Dem „Hamburger General-Anzeiger“ wird aus Holstein berichtet: Einem alten Lehrer, der nicht gerade im Nuße eines Pestalozzi steht, stattet der Schulkat einen Besuch ab. Kreis- und Distriktschulinspektor haben sich ihm an-geschlossen. Der Schulkat fordert den Lehrer auf, als Eingangslieb-singen zu lassen: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllt.“ Wider Erwarten klappt der Unterrichtsbetrieb. Dadurch ermuntert, wendet sich der Lehrer mit der Bitte an den Schulkat: „Nun erlauben Sie wohl, daß ich den Schlußgesang bestimme.“ — „Bitte, sehr gern.“ Nachdem Nummer und Vers bekannt gegeben sind, erschallt aus 70 Kinderkehlen der Abschiedsgruß: „Nun packt Euch fort, Ihr bösen Geister!“ —